

Die langen Schatten der Kindheit

Eine wird immer traurig, wenn es kalt ist. Einer geht, als ob er eine schwere Last trägt. Andere wachen jede Nacht zu einer bestimmten Uhrzeit auf, ohne zu wissen warum. Die Ursache ist bei allen die gleiche: eine tief vergrabene Erinnerung, die nicht mehr im Bewußtsein ist. Der Psychotherapeut Peter Heintl gräbt das Vergessene wieder aus. BRIGITTE-Autorin Ulla Fröhling besuchte eins seiner Seminare.

Der Schuh schaut mich an, und ich schaue den Schuh an. „Nimm mich“, sagt der Schuh. „Was soll ich denn mit dir?“ frage ich zurück, „ich kenne dich doch gar nicht.“ – „Nimm mich“, sagt der Schuh. – „Unsinn“, sage ich, „die anderen werden denken, ich spinne. Das paßt nicht zu den Spielregeln.“ Doch was sind eigentlich die Regeln in diesem Spiel?

Seit einer Stunde nun sitzen wir sieben – zwei Männer und fünf Frauen – schweigend im Kreise und schauen andächtig einem achten zu, der in unserer Mitte ein Stillleben arrangiert. Nur Helmut, nie ruhig, summt leise eine Melodie, wir anderen sitzen stumm da: ein Lehrer, zwei Hausfrauen, eine Psychologin, eine Sozialpädagogin und eine Journalistin. Tief versunken in den Anblick eines winzigen rosa Teddybärchens und eines großen Stofflöwen, der zwischen zerknülltem Papier und Bücherbergen auf der Nase liegt.

Da überfällt mich plötzlich das Verlangen, diesen Stiefel zu nehmen, den irgend jemand an die Wand gestellt hatte, und miten in die feierliche Stille zu werfen. „Nimm mich“, sagt der Schuh stumm, aber drängelnd. „Laß mich in Frieden“, sage ich.

Krieg ist unser Thema an diesem warmen Frühlingswochenende in Zornheim, einem kleinen Winzerdorf am Rhein. Die meisten von uns können sich nicht erinnern, waren noch zu klein, waren noch gar nicht geboren. Und doch sind wir überzeugt, daß dieser Zweite Weltkrieg, der einen ganzen Kontinent verändert hat, Menschen entwurzelt, getötet, Familien zerstört, auch in uns, der nächsten Generation, seine Spuren hinterlassen hat. Verborgener vielleicht, getarnt als unergründliche Trauer, als Unfähigkeit, Gefühle auszudrücken, Beziehungen zu halten, oder getarnt als Tränen im falschen Moment.

Über den Balkon schleicht eine Katze, späte Sonnenstrahlen ziehen Muster über den Teppich. Draußen singt eine Drossel, süß und traurig. „Frierst du?“ fragt Therapeut Peter Heintl mit Blick auf Bärbel, die wie wir alle auf einem Polster am Boden sitzt. Verwundert, blaß, eingefroren schaut sie auf. „Nein“, sagt sie. Daß sie oft traurig ist, weiß sie, aber frieren – nein. Heintl: „Ich habe doch den Eindruck, daß du frierst. Sind deine Füße kalt?“ – „Nein“, sagt Bärbel mit Überzeugung. Was fragt der immer? Lästig ist das. Doch Peter Heintl läßt nicht locker: „Zeig mal deine Füße“, ordnet er mit väterlicher Fürsorge an. Tatsächlich: ganz kalt. Sie hatte es nicht gemerkt. Nun wird sie eingepackt: eine Decke, noch eine, dicke Socken, jemand holt Handschuhe.

Kälte, Bärbel weiß, was das ist. Erinnern kann sie sich nicht, bewußte Erinnerung setzt meist erst im Alter von drei, vier Jahren ein, und Bärbel war damals gerade zwei. Dick eingewickelt wie gegen eisigen Winterfrost, erzählt sie, was sie aus Berichten weiß. Vor uns erstet das Bild einer jungen Familie in Ortelsburg in Ostpreußen: voller Hoffnung, eingebunden in einen Kreis verwandter und befreundeter Großfamilien. Ein altes Hochzeitsfoto: Der junge Mann, feierlich und etwas unbeholfen, hält die Hand seiner Braut. In schneller Folge dann vier Kinder: Ein Glück war das. Da schlägt der Krieg wie ein Blitz mitten hinein. Der junge Vater wird Soldat. Einmal noch, nachts, taucht er zu Hause auf, will die Uniform nicht mehr tragen, weint, kann nicht mehr weiter. Am nächsten Tag geht er doch und kommt nie wieder. Dann die Flucht im Winter: riesige, hungrige Menschenmassen, Angst, Entsetzen, Panik. Im Chaos wird Bärbel von Mutter und Geschwistern getrennt. Verlassen, frierend, traurig bleibt sie zurück. Da sind dann die Kälte und die Trauer zu einem Eisblock in ihr verschmolzen.

Damals ist ihr das Gefühl für Kälte abhanden gekommen. Gewußt hat sie das bis heute nicht. Hat sich nur gewundert, wenn Leute sagten: „Frierst du nicht? Du bist so dünn angezogen.“ Und die Kälte hat, untrennbar seit damals, immer wieder die Trauer aus der Tiefe mit emporgezogen. Denn immer, wenn es kalt wird, erinnert sich ihr Körper, auch wenn es ihr Bewußtsein nicht tut.

Und nun kommt etwas, das klingt so einfach, daß man sich kaum traut, es zu schreiben: Gegen diese Anfälle von Trauer kann

Bärbel sich schützen — indem sie sich warm anzieht.

Im letzten Krieg mußten 20 Millionen Menschen flüchten, zwölf Millionen davon Deutsche. Wie viele von den Überlebenden spüren wohl wie Bärbel bis heute die Folgen, ohne einen Zugang zu der Erinnerung zu haben? Bärbel weiß jetzt, woher es kommt.

Oder wie viele wachen noch heute jede Nacht um vier, um fünf Uhr auf, können nicht wieder einschlafen und wissen doch nicht, warum? Vielleicht hat niemand ihnen erzählt, daß sie als Säugling Nacht für Nacht bei Fliegeralarm von einer Mutter in Panik aus dem Schlaf gerissen und in den überfüllten Luftschutzkeller voll schreiender Kinder und verstörter Erwachsener getragen wurden.

Diese langen Schatten aufzuspüren, die die Vergangenheit auf die Gegenwart wirft, hat sich Dr. med. Peter Heint, MRCPsych, zur Aufgabe gemacht. Heint ist Arzt für Psychiatrie, Psychotherapeut und —so die Entschlüsselung seines Namenszusatzes— Mitglied der Englischen Psychiatrischen Gesellschaft. Nach Studium in Deutschland und Ausbildung in England praktiziert er in der Bundesrepublik. Die Chance, frühe seelische Erschütterungen ins Bewußtsein zu holen, bietet er während der Lindauer Psychotherapietage und im Rahmen des Fritz-Perls-Instituts für Gestalttherapie in Seminaren wie dem unseren über Krieg und Nachkriegskindheit. Manchmal erscheint uns die intuitive Sicherheit, mit der er das macht, wie Zauberei, fast unheimlich. Wie kann man sehen, was Heint sieht? „Ich seh’s eben“, sagt er. Diese frü-

hen Erlebnisse sind uns manchmal so deutlich auf den Körper, ins Gesicht geschrieben. Aber wir haben nicht gelernt, das zu sehen. Der Gang von Helmut: „Als trügst du eine schwere Last.“ Ja, erzählt Helmut, er habe oft Rückenschmerzen. Helmut war drei, als seine Familie auf die Flucht ging, die Mutter mit sieben Kindern. Die kleinste Schwester wurde in der Karre gefahren, Helmut, der zweite, mußte mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken wochenlang marschieren. Er geht, als trüge er die Last heute noch.

Auch eine andere Last: „Helmut ist immer fröhlich und singt ein Liedchen“, diese Worte hat er vor kurzem im Flucht-Tagebuch seiner Mutter gefunden. Am Tage vor dieser Eintragung steht da: „Wenn es gar nicht mehr weitergeht, habe ich ja noch die Pistole von Vati.“ Der kleine Helmut mit dem schweren Rucksack, der fröhlich gegen den Tod ansingt – dieses Bild vergißt man nicht so schnell.

Oder Ursula: die nur die Lippen bewegt beim Sprechen, den Mund kaum öffnet. Eine riesige Familie, aus der Stadt evakuiert, zusammengedrückt auf kleinstem Raum. Keiner hatte da Zeit für Ursula, die gerade sprechen lernte. So saß sie still in der Ecke unter dem Tisch und hörte zu, aber niemand hörte ihr zu. So hat sie es nie richtig gelernt. Das Gefühl, nicht gehört zu werden, kennen viele von uns.

Zu wissen, woher das kommt, macht uns alle erst einmal traurig. Ist es nicht besser, Vergangenes ruhenzulassen, die verschlossene Tür nicht zu öffnen?

„Nein“, sagt Peter Heintl entschieden. „Es macht einen Unterschied, ob man den Zugang dazu hat oder nicht. Traumatisierung, seelische Verletzung, ist schlimm, noch schlimmer ist es, wenn man keine Möglichkeit hat, diese Traumatisierung anzusehen.“ Wie lang die Schatten sind, die die Vergangenheit auf die Gegenwart wirft, wird immer deutlicher. Berichte von Kindern der Täter und der Opfer aus der Nazizeit trugen dazu bei. In jüngster Zeit hat der Golfkrieg die alten Schrecken bei vielen jäh wieder an die Oberfläche gerissen. Und manche in Depression und Krankheit gestürzt. Ärzte und Therapeuten wissen das, nehmen es zunehmend ernster. „Die Vergangenheit ist nicht tot“, schrieb William Faulkner, „sie ist nicht einmal vergangen.“

Die Drossel ist fort. In der Dämmerung taucht am Himmel der Mond auf, eine schmale Sichel. Stumm starren wir auf das Stilleben in unserer Mitte, nur Helmut spielt leise auf der Mundharmonika. Da bringt sich wieder der aufdringliche Schuh in Erinnerung: „Nimm mich.“ – „Nerv' nicht!“ sage ich. Was hab' ich denn mit einem Schuh am Hut?

Schließlich siegt der Schuh. Ich packe ihn und lasse ihn mitten in die Szene plumpsen. Im selben Moment fällt mir ein Traum ein, den ich viele Jahre vergessen hatte: Ich falle eine Treppe im Haus meiner Kindheit hinunter. Jahrelang habe ich das als Kind geträumt. Aber ich bin dort nie hinuntergefallen. Glaube ich. Plötzlich, als hätte ich eine Falltür geöffnet, stürzt eine Kaskade von Schuhen aus meinem Gedächtnis: Ruckedigu, Blut ist im Schuh, gurren die Tauben. Der gestiefelte Kater; eine Tänzerin, die glä-

serne Schuhe zertantz. Oder waren die rot? Und ein kleines Mädchen, dreieinhalb Jahre alt, das unter dem Tisch im Kellerzimmer sitzt und die Schuhbänder der Erwachsenen aufzupft: meine allererste Erinnerung.

Allererste Erinnerungen, wie Sandbänke im Meer des Vergessens, haben etwas sehr Anrührendes: „Ich bin sechs Wochen alt, und mein Großvater schneidet mir die Fingernägel. Er hat mich sehr geliebt. Wenige Wochen später ist er gestorben“ (Ilona, Therapeutin). – „Ich habe mir eine Erbse ins Ohr gesteckt. Meine Mutter läuft aufgeregt mit mir eine Treppe hoch“ (Hermann, Chemiker). – „Soldaten stürmen herein, ich bin in meinem Gitterbett, in panischer Angst versuche ich, mich unter der Decke zu verstecken“ (Angelika, Redakteurin). – „Ich spiele mit einem Trudeltafel, es ist schönes Wetter, warm. Auf einem Pfeiler sitzt eine dicke Katze“ (Lothar, Ingenieur). – „Ich schiebe meine kleine Schwester im Kinderwagen einen Abhang hinunter. Ich kann den Wagen nicht halten, und sie rollt in den tiefen Wassergraben“ (Uwe, Manager).

Ein merkwürdig Ding ist die Erinnerung: Manchmal läßt sie uns lange im dunkeln tappen. Dann wieder, auf ein Zauberwort, gibt sie reichlich zurück, was man vor Jahren gespeichert hat. Dieses Zauberwort kann auch ein Duft sein, ein Bild, Musik. Oder es kann der Geschmack eines in Tee getauchten Gebäcks sein, wie bei Marcel Proust, eine jener berühmten Madeleines, die ihm die Erinnerung an Sonntagmorgende seiner Kindheit zurückbrachten. Diese wiedergewonnene Erinnerung hat Proust in seinem Romanzyklus ‘Auf der Suche nach der verlorenen Zeit’ festgehalten. Wie aber

hält die Erinnerung sich selbst in uns fest? Speichert sie für alle Zeiten jedes erlebte, erfahrene, gelesene Detail? Oder behalten wir nur eine Auswahl? Warum verschwindet ein Name, ein Erlebnis, ein Schlüsselbund manchmal im Meer der Lächer, so wie der Nowhere Man im Beatles-Film ‘Yellow Submarine’? Ist es wirklich weg, oder fehlt uns, wie Freud meinte, nur der Zugang? Man weiß es nicht wirklich. Was auch immer sich im Gewirr unserer Gehirnwindungen abspielt, auf welche Weise sich die Nervenzellen über ihre Synapsen – ihre Kontaktstellen – die Informationen zutuscheln,

- ob jede Zelle des Körpers über Erinnerung verfügt,
- ob wir eine kollektive Erinnerung haben und wo sie sitzt,
- ob wir mit allen Lebewesen ein Stück Erinnerung teilen,
- ob wir uns tatsächlich an die Zeit vor unserer Geburt erinnern können, vielleicht sogar an frühere Leben – das alles ist Spekulation.

Wie manches an diesem Abend in Zornheim. „Was sollte denn der Schuh?“ fragt mich Helga, als wir bei Kerzenlicht in ziemlich dunkler Stube beisammen sind, in dieser eigentümlichen Atmosphäre, die für jeden von uns ein Stückchen Kindheit enthält, Kindheit, als sie noch sprachlos war.

Helgas Frage habe ich befürchtet. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, er wollte dahin. Da taucht ein Bild auf: ein Männerstiefel, der

ein Kind tritt. „Man hat mich die Treppe runtergetreten.“ Habe ich das gesagt? So sicher, so überzeugt? Das kann doch gar nicht sein. „Das seh ich nicht“, sagt da auch Peter Heidl. Wie, um Himmels willen, kann er das sehen? Wir sind verwirrt.

„Du bist nicht gestoßen worden. Aber es könnte sein, daß du gefallen bist. Bist vielleicht in die Schuhe der Großen geschlüpft und die Treppe runtergestolpert?“

Da sehe ich sie vor mir: Schuhe meiner Großmutter, meiner Tante, bei denen ich gelebt habe, Schuhe alter Frauen, mit Blockabsatz, ich spüre, wie es sich anfühlt, wenn man nach vorne rutscht mit dem kleinen Fuß. Ich rieche den Geruch.

„Das war's.“

Nun ja, das könnte es gewesen sein. Die wirkliche Erinnerung kommt nicht zurück. Aber eine Unsicherheit im Auftreten, im Hinuntersteigen von Treppen, die kenne ich schon lange. Man kann sie mir ansehen. Wenn man sehen kann. Und dann kommt noch eine Überraschung: Helga, die nach dem Schuh gefragt hatte, erzählt ihre eigene Erinnerung. „Ich bin es, die getreten wurde. Von Soldatenstiefeln. Oft.“

Helga, die voll entschlossener Verschlossenheit uns immer wieder beschworen hat: „Meine Kindheit war wunderschön.“ Freiheit, Natur, wilde Spiele mit Geschwistern in einsamen Wäldern. Doch alles vergiftet: Seit kurzem weiß sie, daß ihr Vater bei der Gestapo war, Leiter eines KZ, ein Menschenvernichter, der sich nach dem Krieg

mit seiner Familie in idyllischer Waldeinsamkeit versteckt hat.

Helga muß vieles aufgeben. Auch den Glauben an ihre unversehrte Kindheit. Peter Heidl findet erschreckende Worte: „Du bist im KZ aufgewachsen.“ Auch wenn es keine Konzentrationslager mehr gab, der Vater hatte das KZ in sich. Tapfer und manchmal verzweifelt irrt Helga gegen den Willen ihrer Familie einsam in ihrer Vergangenheit umher. Nichts mehr kann sie glauben, keinem trauen. Alles Lüge. Und für jedes Stückchen, von dem sie sich trennt, taucht etwas Schreckliches auf. Wie der Stiefel, der nach ihr getreten hat. Aber sie läßt nicht locker. Irgendwann wird auch ihre eigene unverdorbenene Wahrheit wieder auftauchen. Möge es ihr dann so ergehen wie dem armen Jungen aus Grimms Märchen, der im tiefen Schnee Feuer machen wollte, um sich zu wärmen.

Als er den Schnee wegscharrte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Wo ein Schlüssel ist, muß auch ein Schloß dazu sein, dachte er und grub ein wenig weiter. Da fand er ein eisernes Kästchen mit einem winzigen Schlüsselloch. Und der Schlüssel paßte hinein. „Da drehte er einmal herum“, heißt es im Märchen, „und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.“

©Ulla Fröhling 1991